

Zwischen Wasser und Feuer.

Erzählung von A. Theiner.

Im Jahre 1863 hatte der amerikanische Bürgerkrieg seinen Höhepunkt erreicht, und englische Kaperer verbienen ein Heibengel mit dem Eisen-Schmuggeln von Waaren in die von der Yankee-Flotte blockierten südstaatlichen Häfen.

Auf dem „Arrow“, einem der flottesten für den Blockadebruch bestimmten Fahrzeuge fand ich, der erst ein paar Jahre auf dem Salzwaasser herumgeschwommen war, gestützt auf gute Zeugnisse und einflussreiche Empfehlungen, Heuer als dritter Steuer-mann, und nicht wenig stolz war ich, als mir beim Antraten meiner ersten Woche das Dekommando für die nächsten vier Stunden übergeben wurde.

Sobald der letzte Ballen Conterbande eingeliefert und verstaubt war, die Troffen gelöst, und durch die irische See und den St. George-Kanal in den offenen Ozean hinausgedampft. Dort legten wir unseren Kurs nach den Bahama-Inseln und erreichten am Morgen des ersten Tages das zunächst gesteckte Ziel, den Hafen von Nassau auf der Insel New Providence, in jenen bewegten Zeiten die Operationsbasis der Blockadebrecher.

In dem besten, freilich immerhin ziemlich primitiven Hotel Nassaus wohnten, als ich dort landete, schon seit einigen Wochen zwei junge Damen: eine Frau Ellen Osborne mit ihrer schweizerischen Gesellschafterin, Fräulein Laura Sutter. Frau Osborne, die ihrem ganzen Auftreten nach sehr reich sein mußte, bildete den Mittelpunkt der besseren Gesellschaft. Sie war, so hieß es, in einem der amerikanischen Nordstaaten geboren, aber mit einem virginischen Planzer verheiratet, der jetzt in der Armee der Staatenhalter als Offizier diente. Beim Ausbruch des Krieges verweilte sie gerade auf Besuch bei Verwandten in Boston, und als sie zu ihrem Gatten eilen wollte, wurde ihr an maßgebender Stelle ein Abfuhrschein durch die Linien verweigert. So war sie denn nach Nassau gekommen in der Hoffnung, von dort auf einem Blockadebrecher nach Wilmington gelangen zu können.

Diese Angaben fanden keinen unbedingten Glauben, man munkelte davon, Frau Osborne sei ein Yankee-spieler, und da mit solchen verkäppelten Damen in Nassau schon unliebsame Erfahrungen gemacht worden waren, hatte bisher keiner der in Frage kommenden Schiffsführer es wagen wollen, die beiden mitzunehmen. Jetzt wurden nun auch der Mitsegenhümer des „Arrow“ und Kapitän Maxwell eifrigst von ihnen bestrahlt, aber auch da gab's keine Erhörung.

Vom Augenblick meines ersten Zusammentreffens mit ihr hatte ich mich sterblich in die hübsche Schweizerin verliebt und nach Seemannsart mit einer Erklärung nicht lange gezögert. Ich bekam keinen Korb, und wir beide auch nie verlobt. Wann die Zeit der Vereinigung kommen würde, das ließ sich unter den obwaltenden Umständen freilich nicht voraussagen.

Der „Arrow“ lag fast drei Wochen im Hafen, und diese Zeit nutzte ich nach Möglichkeit aus, endlich aber mußte halt doch geschieden sein.

„Der Abschied wird dir schwer, Fred“, sagte Laura am Abend vor unserer Abreise, „und auch mir thut's herzlich weh, dich ziehen zu lassen. — Könntest du mich und Frau Osborne denn nicht heimlich an Bord bringen und als blinde Passagiere irgendwo verstopfen, bis Wilmington erreicht ist?“

„Unmöglich, Laura“, erwiderte ich, „Ganz unmöglich!“

Laura verließerte mir mit den heiligsten Eiden, Ellen Osborne sei keine Spionin, und sie beide ständen mit ihren Sympathien ganz auf der Seite der Südstaaten. Wie durfte ich die Versicherungen meiner geliebten Braut anzweifeln!

Zu einer Unwahrheit jedoch bekannte sich Ellen Osborne unter dem Siegel der Verschwiegenheit: sie war nicht verheiratet und hatte die Rolle einer Frau nur angenommen, um ungenierter und sicherer auftreten zu können. Doch der Mann, dem sie ihr Herz geschenkt, war thatsächlich ein Virginier, der gegen die Yankees im Felde stand.

Als ich bedenktlich den Kopf schüttelte, stellte mir Laura ein Ultimatum. „Ich werde nie deine Frau, Fred“, erklärte sie, „wenn du nicht dafür sorgst, daß Fräulein Osborne und ich nach Wilmington kommen!“

Nach Abgabe dieses Schreckschusses von Seiten meines Schages spielte Ellen Osborne noch den Verführer in ihrer Eigenschaft als Millionärin. „Herr Rainer“, hob sie an, „Sie lieben Fräulein Sutter, und ich finde das sehr begreiflich. Laura ist ein herrliches Mädchen und meine beste Freundin. Sie möchten natürlich so bald wie möglich heiraten, und um Ihnen die Erreichung dieses Zieles zu erleichtern, verspreche ich freiwillig, Laura an ihrem Hochzeitstage einen Check über zehntausend Dollars zu übergeben, wenn Sie uns beide die Gelegenheit verschaffen, nach Wilmington zu kommen.“

Ich war jung, ich war waghalsig, ich war verliebt und ich fing an zu schwanken. Was hatte ich im Falle

einer Entdeckung eigentlich zu fürchten?

So ließ ich mich denn schließlich herumkriegen und versprach, mein Möglichstes zu thun.

Wenige Tage nach der Rückkehr des „Arrow“ brachte ein Schiff von England neue Ladung für uns, und durch listiges Diplomastieren konnte ich's durchsehen, daß die Leitung des Umfrachtens ausschließlich mir übertragen wurde. Damit war die beste Gelegenheit geschaffen, mein Versprechen einzulösen.

Ich richtete es nun so ein, daß nach Füllung des Laderaumes eine große Partie Arzeneien und Droguen unverstaut blieb; und da diese in den vom Weltverkehr abgeschnittenen Südstaaten sehr begehrt, in Kisten und Ballen verpackt, leicht zu beschaffenden Waaren weder zurückgelassen noch offen auf dem Oberdeck verstaubt werden durften, schlug ich vor, die Offizierskajüte und die anstehenden Kabinen für Frachtzwecke zu benutzen.

Die Kameraden waren einverstanden, und ich ging an die Arbeit.

Eine der Kabinen hielt ich für meine zu erwartenden blinden Passagiere frei und in das mit dieser Kabine verbundene Babelämmerchen rollte ich heimlich ein Fräschchen voll Trinkwasser. Selbstverständlich hatte ich die jungen Damen über die getroffenen Vorbereitungen auf dem Laufenden erhalten und sie während ihrer öfteren Besuche an Bord mit den betreffenden Raumbestimmungen genau vertraut gemacht.

An einem Mittwoch Abend war der „Arrow“ zum Auslaufen fertig, und auf dem Berged wimmelte es von Leuten, die gekommen waren, Abschied zu nehmen und glückliche Fahrt zu wünschen.

Zwei in weißen Veitwanbanden stehende Negerjungen, deren Gesichter unter Strohhüten mit breiten Krempe nicht zu erkennen waren, drängten sich durch die Menge. Jeder trug einen großen, ansehnlich mit Orangen und Bananen gefüllten Korb im Arme.

Ich mußte, wie da vor mir stand: meine beiden Damen, die nach Verabredung Gesichter und Hände geschwärtzt und sich entsprechend kostümirt hatten. Ein Bündel Bananen nehmend, reichte ich mit der Bezahlung Laura den Kajüten-schlüssel. Die vermeintlichen Negerjungen entfernten sich und waren bald, in dem herrschenden Wirrwarr, von niemand weiter beachtet, verschwunden. Sie wußten Bescheid.

Sobald ich abkommen konnte, sah ich mich nach meinen Schutzbefohlenen um und fand sie in dem für sie hergerichteten Schlafswinkel. So weit hatte sich alles programmäßig ohne Störung abgewidelt.

Als ich nach flüchtiger Begrüßung fragte, ob sie auch ausreichend verproviantirt seien, wiesen die Mädchen auf die mitgebrachten Körbe. Unter einer flachen Fruchtschicht lagen Konferven genug verpackt, um damit zwei Wochen auszukommen. Es war mir das eine große Beruhigung, da ich während der Fahrt, ohne Verdacht zu erregen, schwerlich für die Eingekerkerten hätte Sorge tragen können.

„Also wohlverstanden“, fuhr ich fort, „hier unten darf unter keinen Umständen Licht angezündet werden; der schwächste Schimmer durch die Seitenluke dort könnte uns den Yankees verrathen. Und dann müßt ihr wissen, daß die Kisten in der Kajüte Pulver und Pulver in Beuteln enthalten. Die geringste Unvorsichtigkeit, und wir alle fliegen in die Luft.“

Die Pulvergeschäfte war Flunzerei, aber ich zweifelte nicht daran, daß sie den gewünschten Eindruck machen würde.

„Doch jetzt muß ich fort“, schloß ich, „mache noch einmal dringend zur Vorsicht, schied mit einem letzten Kuß, schloß die Kajütenthür ab und stieg an Deck.“

Eine Stunde später dampfte der „Arrow“ aus dem Hafen von Nassau hinaus in die offene See.

Die Blockade war seit unserer letzten Fahrt verschärft, das nordatlantische Geschwader um ein Dutzend Schiffe verstärkt worden. Jetzt hieß es aufpassen.

Alles ging gut und wir waren nur noch etwa zwanzig Seemeilen von dem mit seinen Kanonen die Burre und den Hafeneingang beherrschenden Fort Fisher entfernt, als an unserer Backbordseite aus der Dunkelheit die schattenhaften Umrisse eines Fahrzeuges auftauchten, das, bei einem Abstand von fünf- oder sechshundert Metern, mit uns gleichen Kurs hielt. Unsräglich war's ein Pankreuzer und ein schneller dazu, denn er blieb nicht zurück.

Eine halbe Stunde liefen wir so nebeneinander her, ohne daß unser Nachbar ein Lebenszeichen gab. Sollte er uns nicht bemerkt haben?

Da stiegen plötzlich von seinem Deck drei Raketen auf, und das Signal wurde in unserer Front von anderen, noch unsichtbaren Schiffen beantwortet. Gleichzeitig rückte uns der Kreuzer näher auf den Leib und jemand von drüben rief uns an: „Stopp den Dampfer, oder wir bohren Euch in den Grund!“

„So verfluß's!“ brüllte Kapitän Maxwell durch's Sprachrohr. „Voll-dampf! Feuer, daß die Funken fliegen!“ rief er in den Maschinenraum hinunter. „Wir sind entsetzt und

brauchen nicht länger heimlich zu thun!“

„Bumm! Bumm! — Plsch! Plsch!“ Kugeln und Granaten umsaften uns, als wir wie toll der nahen Einfahrt zum sicheren Hafen zuruckten.

Jetzt durften die beiden Mädchen nicht länger eingeschlossen bleiben; sollten ein paar schwere Geschosse den „Arrow“ an der Wasserlinie treffen, dann war er so gut wie verloren und alles Lebende auf die Boote angewiesen.

Keine Minute zu früh hatte ich die beiden geholt. Ein Vollkugel schlug durch die Schiffswand in die Kajüte und fuhr splittend und trachend zwischen die aufgestellten Waaren.

Nur die Schnelligkeit des „Arrow“ konnte uns noch retten, und wäre er mit Vollampf weiter gefahren, dann würden wir den Kreuzer auch bald hinter uns gelassen haben. Doch da fing die Maschine an, schwächer und schwächer zu arbeiten und schließlich stand sie ganz still. Der Oberingenieur stolperte aus der Tiefe herauf und meldete dem Kapitän, eine Weile müßte gestoppt werden. „Wellen und Kolben nahezu rothglühend“, leuchtete er, „Abkühlung durchaus nothwendig. In zehn Minuten, denke ich, können wir wieder losdampfen.“

Damit war unser Urtheil gesprochen, auch nur fünf Minuten still zu liegen, würde schon zu lange gewesen.

Der Kreuzer hatte aufgehört zu schießen; wir hörten bunterstimmiges Triumphgeschrei und das Rauschen der Bläse, als drüben ein Boot zu Wasser gelassen wurde.

In wenigen Minuten war es an unserer Seite, und ein mischbärtiger Marineleutnant kletterte, gefolgt von zehn Matrosen, an Deck.

„Ergebt Euch!“ schmauzte er, mir mit dem gezogenen Säbel vor der Nase herumfuchtelnd.

Ich lächelte verächtlich und wollte den jungen Helden eben an den auf der Kommandobrücke stehenden Kapitän weisen, als nicht neben mir ein Schuß fiel — noch einer — und noch einer. Zwei der Kriegsschiffmatrosen brachen zusammen, die anderen stützten wüthend auf mich los. Rasch blühte ich mich, griff den Säbel eines der Verwundeten auf und wehrte mich nach Kräften meiner Haut. Dabei gewahrte ich mit Entsetzen, daß es meine Braut war, die neben mir stand und einen Revolver knallen ließ.

Das für mich ganz überraschend getommene Intermezzo hatte kaum eine Minute gedauert, und in der nächsten hatte die Uebermacht mich und den Pseudonegerjungen überwältigt, wäre die Aufmerksamkeit des Feindes nicht durch eine plötzliche aus dem Kajütenoberlicht herausstrahlende Flamme abgelenkt worden.

Alles stügte, und als nun gar noch Ellen Osborne, die bisher im Hintergrunde sich gehalten, mit dem Alarmruf auf der Scene erschien: „Feuer in der Kajüte. Sie ist gefüllt mit Pulverkisten!“ — da betamen wir Luft.

Hier zeigte sich eine Möglichkeit, dem drohenden Verhängniß zu entkommen, und ohne Zaudern versuchte ich sie auszunutzen. „Ueber Bord mit Euch!“ schrie ich unseren Leuten zu. Fünfzig Tonnen Pulver lagen in der Kajüte, und jeden Augenblick können wir auffliegen! Springt ins Meer und schwimmt für Euer Leben!“

Ein wilder, allgemeiner Tumult entbrach, und die Yankees mitstamm ihrem Anführer packte panischer Schrecken. Die verwundeten Kameraden ihrem Schicksal überlassend, hasteten sie in ihr Boot zurück und ruderten davon.

Unsere Mannschaft wußte gut genug, daß in der Kajüte kein Pulver verblieben war, daß wir überhaupt keine Explosivstoffe mitzuführen, aber die Leute hatten die rettende Idee erfaßt und sie gebärdet, wie wenn auch sie schleunigst fliehen wollten.

„Alle Mann auf ihre Feuerposten!“ tommandirte, sobald die Yankees fort waren, Kapitän Maxwell. Luten und Oberlichter wurden mit ihren dichten Läden geschlossen, die Schläuche im Zwischendeck nach dem Brandherd geleitet und dieser durch die Dampf-pumpen mit Wasser überschwemmt. Nach kurzer, zielbewusster Arbeit war das Feuer gelöscht; freilich auch ein Theil der in der Kajüte gelagerten Waaren ruiniert.

Inzwischen hatte der Ingenieur wieder volle Herrschaft über die Maschine erlangt, und langsam zuerst, dann rascher und immer rascher glitten wir Fort Fisher zu.

Jetzt war für uns der Moment gekommen, in triumphirende Hurrahs auszubreden.

Der gestoppte Kreuzer eröffnete eine neue Kanonade, aber nur zwei Schiffe waren Treffer, und ehe die anderen herandampfenden Kriegsschiffe ihn erreichten und ihm den Weg verlegten konnten, schlüpfte der „Arrow“, von dem erfahrenen Lootsen sicher gesteuert, durch die Hafeneinfahrt und an der hinter den Wällen der Festung, die bisher allen Anstrengungen der Nordlichen, sie zu bezwingen, getrotzt hatte. Außer den beiden von Laura getroffenen nordatlantischen Matrosen hatten wir nur noch drei Verwundete an Bord, denn durch herumfliegende Splitter war e Mann unserer Besatzung schwer, zwei leicht verletzt worden.

Bei Tagesanbruch wurden wir von einem Schlepper nach dem Rai bugfirt, und alsbald schwärmten aus der Stadt Besucher an Bord: Kaufleute, die der Ladung wegen kamen, Offiziere der in und um Wilmington liegenden Regimenter und Neugierige aller Art, die hören wollten, wie wir davon gekommen, ohne durch das feindliche Feuer schwer habarirt worden zu sein.

Das Verbed war noch voll solcher Besucher, als Kapitän Maxwell besah, ihm die beiden Negerburschen vorzuführen.

Hand in Hand traten die blinden Passagiere vor den streng blickenden Kommandanten, der sie mit der Frage anberstchte: „Welcher von Euch hat da letzte Nacht geschossen?“

„Ich!“ antwortete einer der Burschen dreist und unbefangen. „Die Yankees wollten ja meinen Fred niederfädeln und keiner von Euch Männern kam ihm zu Hilfe; da mußte ich einspringen. — Und wo wäret ihr wohl alle heute, möchte ich wissen, wenn sie hier“, auf den anderen Burschen weisend, „nicht Feuer und Pulver geschrien hätte!“

„Sie? — Wer? — Was?“ fragte der Kapitän erstaunt.

„Wer? Ellen selbstverständlich! Ellen Osborne, die Ihr durchaus zu einem Spion habt stampeln wollen. — Jetzt kann sie's Euch beweisen, wie schlecht und ungerathet Ihr gegen sie und mich gewesen seid.“

„Ellen Osborne!“ rief jemand aus, und ein junger Mann in Oberleutnantsuniform drängte sich heran. „Ellen Osborne! — Sollte es möglich sein?“

Ein Jubelruf antwortete, und in der nächsten Sekunde lag der zweite Negerjunge an der Brust des überraschten Offiziers.

„Ja, ja, ich bin's, Arthur, ich, deine Ellen!“ schluchzte das Mädchen. „Endlich, endlich!“

Unser gestrenger Kapitän machte ein verbuztes Gesicht. „Das geht aber doch über's Lohnmessen!“ plägte er heraus, nachdem er scharf in die beiden schwarz beschmiereten Gesichter geschaut hatte. Dann verbeugte er sich vor den Negerjungen und begrüßte den eng an den Offizier sich schmiegenden als Frau Osborne.

„Fräulein, nicht Frau, seit wir glücklich nach Wilmington gekommen sind“, lachte vergnügt die junge Dame.

Bald sahen wir beiden jungen Paare, die Schiffsoffiziere und ein paar andere Gäste, an der Tafel des Kapitän's, wo beim Anlassen der Champagnerproben, nach allen glücklich überstandenen Fährlichkeiten, die ausgelassenste Fröhlichkeit zum Durchbruch kam.

Ehe der „Arrow“ mit seiner Baumwollentracht die abermalige Rückfahrt nach Nassau antrat, wurden in Wilmington zwei Hochzeiten gefeiert, bei denen es hoch berging.

Noch ein halbes Duzend glückliche Fahrten machte unser famoser Dampfer, dann wurde er aber doch schließlich, kurz vor Beendigung des Krieges, von den Yankees in den Grund gehohlet. Dem Kapitän Maxwell, uns Offizieren und der ganzen Mannschaft gelang es, beim Eintreten der Katastrophe in den Booten das freundliche Ufer zu erreichen.

Der aufgespürte Ridel.

Gutsbesitzer Dröbn von Dröbn-bera befand sich mit seinem „Wald“, einem Kuzen, gelehrigen Dackl, bei einer bekannten Familie auf Besuch.

„Bitte, bitte, Herr Döbn“, riefen die Kinder, als sie das muntere Thierchen sahen, „lassen Sie den Wald wieder ein paar Kunstküde machen!“

Der alte Herr entsprach gern diesem Wunsch — er war ja selbst stolz auf seinen gelehrigen Dackl — und verdeckte ein Geldstück heimlich unter dem Teppich. „Such verloren, Wald!“ rief er dann, worauf der Hund so lange eifrig im Zimmer herumknusperte, bis er das Geldstück glücklich aufgefunden hatte; er nahm es zwischen die Zähne und übertrachte es stolz erhobenen Schweltes seinem Herrn.

Die Kinder klatschten voll Freude in die Hände und boten den Gutsbesitzer, das Geldstück nochmal, nun aber noch unzugänglich, zu verdecken.

Herr Dröbn überlegte einen Augenblick. Dann schob er — die Familie sah gerade kein Rasenläufer — das Geldstück ungesehen unter die Tasse des Hausherrn. „Such verloren, Wald!“ rief er hierauf und Alles war gespannt, ob das kluge Thier diesmal das Geldstück finden werde.

Wald lief das ganze Zimmer ab; wurselnd vor Eifer, fand jedoch nichts. Endlich hob er die spitze Leinwand in die Höhe und schnüffelte in der Luft herum. Immer näher und näher zum Tisch, zum Hausherrn heran zog es ihn . . .

Mit einem Male sah Wald seiner Sache gewiß zu sein; er packte den herabhängenden Tischzugzipfel mit den Zähnen — ein Ruck, und mit dem ganzen Kaffee-Service fiel auch das verdeckte Geldstück zu Boden, welches der brave Wald sogleich erhaschte und triumphirend seinem Herrn brachte. — Der Beifall fiel jedoch diesmal sehr mäßig aus, und Wald hatte wieder einmal Gelegenheit, sich von der Richtigkeit des Sprichwortes „Andant ist der Welt Lohn“ zu überzeugen.

Urtell.

Stizze von Julia Bueren-Hahn.

Mein Großvater hatte in der afrkanischen Armee gestanden. Ich habe ihn nie anders als sehr alt, müde und fast blind gekannt. Gewöhnlich trug er ein aogeriffenes, schwarzes Sammetkappchen und einen weiten Schlafrock, in welchen er sich fröhlich einhaupte.

Vierzig Jahre jedoch war mein Großvater ein statlicher, tüchtiger Offizier gewesen. Er hatte den afrkanischen Feldzug mitgemacht und war im Jahre 1844 zum Hauptmann befördert worden.

In der Nacht, die der Schlacht bei Isly folgte, hatte er die Ronde. Mit einer Siodlaterne bewaffnet, ging er von Posten zu Posten. Plötzlich erlöschte er in der Nähe eines üppigen Kastus eine ausgestreckte, menschliche Gestalt. Er näherte sich ihr und erkannte beim Schein der Laterne einen riedlich schlafenden Wachtposten.

Bei dem Lichtschein sprang die Gestalt auf; Schred und Entsetzen malte sich in seinen Zügen. Er versuchte, da er den wachhabenden Offizier erkannte, sich stramm aufzurichten, aber er zitterte so, daß es ihm nicht gelang.

„Dein Name?“ frug mein Großvater streng.

„Pidon.“

„Dein Regiment?“

„Die achte Linientruppe.“

„Dein Alter?“

„Dreißigzwanzig Jahre.“

„Ein Wachtposten, der angesichts des Feindes einschläft, wird tüftlirt.“

Der arme, junge Mensch zitterte wie Espenlaub.

„Herr Hauptmann“, . . . stammelte er.

„Woher stammst Du?“

„Aus der Dauphine.“

„Hast Du eine Braut?“

„Ja, Herr Hauptmann.“

„Du sollst sie wiedersehen, mein Junge!“

Er kletterte ihm die Wäge auf, nahm sein Gewehr auf, das in den Zweigen des Kastus gelehnt stand, gab ihm einen freundlichen Schlag auf die Schulter, um ihm das Gleichgewicht zurückzugeben, und entfernte sich.

Drei Schritte hatte er noch nicht zurückgelegt, als er sich rufen hörte.

„Herr Hauptmann, Herr Hauptmann“, . . . er drehte sich um, es war Pidon.

„Herr Hauptmann, was kann ich für Sie thun?“

„Für mich?“ . . .

„Ja, Herr Hauptmann, Sie haben mir das Leben gerettet. . . Ich möchte Ihnen meine Dankbarkeit beweisen.“

„Schön, mein Junge, wenn Du mal einen Hofen mit einem Stod todtschlägst, kannst Du mir ihn bringen.“

Und er verschwand in der Nacht.

Eines Abends sahen wir bei Tisch. Es ist mir, als ob es gestern gewesen wäre, so lebhaft haftet der Abend in meiner Erinnerung. Es war an einem Wintertage, wo man die Lampe anzündet. Mein Großvater sah an seinem gewöhnlichen Platz neben meiner Mutter, die ihm das Fleisch schmitt und ihn bediente, denn seine Augen waren schlechter als je. Da kam das Mädchen herein. „Herr General, es ist ein Mann draußen, der Sie sprechen will. Er läßt mich nicht abweisen.“

„Was will er?“

„Ich weiß nicht, Herr General, er behauptet, er müsse Sie unbedingt sprechen.“

„Schön, lassen Sie ihn eintreten.“

Der Mann trat ein. Es war ein alter Bauer in grauer Bluse. Er grüßte militärisch und sagte:

„Herr Hauptmann, ich bringe Ihnen den Hofen!“ — und er zog ein bleds Paket unter seiner Bluse hervor.

„Den Hofen?“

„Ich bin Pidon!“

„Pidon? — . . .“

„Erinnern Sie sich nicht mehr, Herr Hauptmann?“

„Nein, mein Freund.“

Da hörte ich aus dem Lunde des Bauern zum ersten Male die Nachtstille, die sich nach der Schlacht bei Isly zugetragen hatte. Der alte Bauer mußte sie bis ins geringste Detail zu erzählen.

„Da haben Sie mir gesagt, Herr Hauptmann: Wenn Du einen Hofen mit einem Stod todtschlägst, mein Junge, dann kannst Du ihn mir bringen.“

Wir hatten aufgehört zu essen, jeder hörte schweigend zu.

„Ach, ich kann wohl sagen, daß es mir Mühe gekostet hat, fuhr der Alte fort. „Sobald meine Zeit um war, bin ich in die Heimath zurückgekehrt; ich habe mir einen viden Stod geschmitt und die Felber unsicher gemacht. Des Abends, wenn ich mit meiner Arbeit fertig war, des Sonntags, wenn ich Zeit hatte, zog ich mit meinem Stod los. . . Hofen sah ich genug, aber sie machten sich über mich lustig. Einmal hatte ich geglaubt, ihn zu haben. . . Ich habe ihn sogar mit meinem Stod betührt. . . aber der Schlingel ist mir doch entkommen. . . Das ist schon 25 Jahre her. . . Und seit der Zeit ist es mir nicht gelungen. Die Thiere machten sich über mich lustig und die Menschen auch. . . Und was mir den größten Kummer machte, war, daß ich anfang, alt zu werden. Mein Sohn sagte mir zwar: „Gräme Dich nicht, Vater. Wenn es Dir nicht gelingt, so trage ich Deine Schuld ab.“ . . . Aber das wollte ich nicht. Ich mußte den Hofen mit eigener Hand tödten. Man rief mir, einen beim Schlaf zu überfallen. Aber das war mir nicht möglich, selbst einem Thier während des Schlafes ein Leid anzuthun, schon deshalb nicht, weil in der Nacht, wo ich eingeschlafen war,

der Herr Hauptmann mich geschont hat. . .“ Mein Großvater hörte unbedeutend zu, aber ich sah, wie seine Hände zitterten und wie erregt er war.

„Endlich, gestern Mittag habe ich einen in meinem Hofe gefunden. . . Der liebe Gott muß wohl seine Hand dabei im Spiele gehabt haben. . . Der Hofe flüchtete sich in den Stall, und von da auf dem Stod niedergestredt. . . Ach, Herr Hauptmann, Sie können sich gar nicht denken, wie froh ich war! — Meine Frau und ich haben uns so herzlich gefreut, wie an unserem Hochzeitstage, und mein Sohn hat gleich angespannt . . . und zu bin ich hier, Herr Hauptmann, der sein ganzes Leben dem Mann, um Ihnen den Hofen zu bringen.“

Ich weiß noch, daß wir Kinder herzlich über dies Abenteuer lachten, aber Großvater lachte nicht. Er küßte Pidon, sein Wort zu halten, geweiht habe, ohne jedoch jemals auf den Gedanken gekommen zu sein, selbst ein wenig Vorkehrung zu spielen, auf seine Wangen und endlich ihn mit den besten Segenswünschen. Natürlich wurde der Hofe nicht gefressen, sondern Großvater ließ ihn ausstopfen, und als er völlig erlindert war und ihm nicht mehr erkennen konnte, da ließ er ihn täglich herbeibringen, um ihm mit zitternden Fingern über das Fell zu streicheln.

Jetzt lachte ich auch nicht mehr, wenn ich an die Episode denke und den ausgestopften Hofen neben dem Kreuz und den Generalsepalen in dem Heiligthum meines Großvaters sehe, denn ich weiß jetzt, daß es das rührendste Beispiel der Treue, Dankbarkeit, Rechtschaffenheit und Ausdauer ist, das jemals ein Mann gegeben hat.

Kaltwasseruren im alten Rom.

Als Augustus in Spanien gegen die Asturer und Kantaber Krieg führte, befehlet die Feinde die Anhöhen, legten in Tälern und Wäldern in Hinterhalt und machten ihm durch die Art der Kriegführung viel zu schaffen. Infolge der Anstrengungen und Sorgen überfiel ihn eine schwere Leberkrankheit und warf ihn in Tarraco auf das Krankenlager, während der Krieg von einem seiner Legaten glücklich beendet wurde. Von Tarraco begab sich der Kaiser nach Rom, konnte aber in seinem leidenden Zustande nur langsam vorwärts kommen. In Rom bestellte er sich, erkrankte aber bald von Neuem. Die Ärzte wandten warme Bäder ohne jeden Erfolg an, und Niemand glaubte an sein Aufkommen. Er selbst traute in der Erwartung seines Todes alle nöthigen Verfügungen. Er war schon ganz von Kräften, als ihm gerathen wurde, sich der Behandlung des Arztes Antonius Musa anzuvertrauen. Musa wandte an Stelle der warmen kalte Wasserungen an und ließ ihn kaltes Wasser trinken; außerdem verordnete er ihm den Genuß von frischem Salat, den ihm sein früherer Arzt ausbrüchlich untersagt hatte. Der Erfolg dieser ungewöhnlichen Kur, die als überaus gefährlich angesehen wurde, war überraschend. Augustus wurde gesund im Jahre 25 v. Chr. Dem Musa errichtete man aus freiwilligen Beiträgen ein Standbild neben der Bildsäule des Aesculap. Von Augustus und dem Senat erhielt er große Geldgeschenke und die Erlaubniß, goldene Ringe zu tragen. Dadurch wurde er in den Ritterstand aufgenommen, obwohl er ein Freigelassener war. Außerdem erhielt er für sich und seine Stodbesessenen Steuerfreiheit für ewige Zeiten.

Fortan war Musa ein berühmter Mann, seine Kur wurde Mode. Auch Horaz nahm den Musa zum Hausarzte und wandte nach seiner Anordnung kalte Bäder an, die auch im Winter gebraucht werden mußten, während er sich vorher nur der warmen Bäder in Badä bedient hatte. Nach der Naturgeschichte des Plinius 26, 20 ist jede auffommende Geistesrichtung ursprünglich berechtigt, sie zerstört sich aber selbst, indem sie übertriebene macht dadurch der entgegen-gesetzten Richtung Platz. Diefelbe Erfahrung machte man im alten Rom mit der Kaltwasserkur. Wir können annehmen, daß sie bald übertrieben und auch in solchen Fällen angewandt wurde, in denen sie schädlich wirken mußte. Bald nach der Genesung des Augustus erkrankte sein Neffe Calpurnius an einer Krankheit, deren besondere Art uns nicht mitgetheilt ist. Musa nahm an ihm dieselbe Heilmethode vor, aber Calpurnius starb in kurzer Frist. Der Philosoph Seneca erzählt im 88. Briefe, er sei früher ein so großer Freund des kalten Bades gewesen, daß er jedesmal am 1. Januar den Kanal begreute, der um die Rennbahn herief und das neue Jahr durch einen Sprung in die Aqua Virgo, die berühmte Wasserleitung in Rom, einweihete. Später aber labete er im Winter, weil das Wasser weniger kalt war als im Kanal oder in der Wasserleitung, bald aber legte er zur Badewanne zurück und badete im Wasser, das von der Sonne erwärmt war.

Widern.

„Wie ich höre, ist Ihr letztes Stück durchgefallen?“

„Ja, es waren aber sehr wenig Leute im Theater.“

Unter Kollegen.

Erster Blinder: „Kennst Du den Mann, der eben vorbeiging?“

Zweiter Blinder: „Nein, nur vom Sehen.“